



Kirchen offerieren eine Leerstelle, um unsere Innerlichkeit zu erforschen.

KARIN HOFER / NZZ

Kirchen – aus dem Leeren kommt Leben

Kirchen legitimieren sich nicht durch die Besucherfrequenz. Die christliche Botschaft ermöglicht vielmehr Verbindungen, an denen sich uns das Dasein neu erschliesst. Gastkommentar von Allan Guggenbühl und Christoph Sigrist

Den Besuch von Gottesdiensten solle man über Ostern vermeiden, wurde in unserem Nachbarland Deutschland empfohlen. Die gottesdienstliche Leere, die schon unter normalen Umständen in vielen Kirchen droht, weitet sich trotz dem Widerruf des staatlichen Ratschlags aus. Wird die Kirche von ihren letzten Gottesdienstbesuchern befreit?

Kirchen legitimieren sich jedoch nicht durch die Besucherfrequenz der Gottesdienste, sondern haben auch eine Hinweiskfunktion in der Gesellschaft. Der Hinweis auf die Bedeutung der Leere gehört zur christlichen Botschaft. Sie erinnert daran, dass es noch etwas anderes gibt, als es unsere weltliche Betriebsamkeit und unsere profanen Lebensinhalte suggerieren. Feiertage sind Unterbrechungen der Zeit.

Kirchliche Gottesdienste, religiöse Rituale, biografische Festtage helfen dabei, sich umzuorientieren. Sie überraschen, beleben oder irritieren. Indem sie den Alltag unterbrechen, weisen sie auf Leerstellen in unserem Arbeits- und Privatleben hin. Die Kirchen offerieren eine Leerstelle, um unsere Innerlichkeit zu erforschen. Leerstellen sind Klangschalen für Resonanzen, Schwingungen, die sich in uns selbst oder der Umwelt verbergen. Sie ermöglichen Verbindungen zu inneren und äusseren Orten, an denen sich uns das Dasein neu erschliesst. Drei Leerstellen seien erwähnt.

Am 5. März verstummte mittags die Schweiz für eine Minute. Das Schweigen galt dem Gedenken an die 10 000 Opfer, die das Coronavirus gefordert hatte. Die Schweigeminute wurde durch Glockengeläut abgelöst. Die Glocken der Kirchen aller Konfessionen, so der Wunsch der Politik, sollten läuten. Das nationale Glockengeläut erinnerte an das Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 oder die Eröffnung der Landesausstellung von 1964.

Handelt es sich um ohnmächtige, rein symbolische Gesten? Kirchen sind nicht systemrelevant, doch sie leisten unserer Gesellschaft wichtige Überlebenshilfen. Glockengeläute sind akustische Signale, die ohne verbale Botschaft an die Befindlichkeit der Menschen appellieren. Indem sie an sich zweckfrei ertönen, sprechen sie unsere menschliche Existenz an und haben das Potenzial, unsere hilf- und ruhelose Landessele ins Lot zu bringen. Potenzial von Sinn, Frieden, Schutz stellt sich erst durch öffentliche Ansagen ein. Die national verordnete Schweigeminute und das Glockengeläut wurden zum Zeichen pluraler Spiritualität.

Eine Leerstelle in Zusammenhang mit Ostern ist das leere Grab am Ostermorgen. Es fehlen biblische Berichte aus der Osternacht. Seit Beginn des christlichen Glaubens hüten sich christliche Gemeinden, sich darüber zu äussern, was genau zwischen dem Samstagabend und dem Sonntagmorgen früh geschehen ist. Die Botschaft von Ostern, dass Jesus auferstanden ist, kommt ohne Text aus. Die Osternacht ist die grosse Leerstelle des Glaubens. Es geht nicht um Kenntnisse, sondern dieses Bild erinnert an das Wunder und Phänomen des Lebens an sich.

Wir alle wurden mit einem Leben beschenkt, ohne diese persönliche Evidenz im Geringsten zu begreifen. Das Leben bleibt unerklärlich und bis heute wissenschaftlich nicht ergründbar. Die

Wir alle wurden mit einem Leben beschenkt, ohne diese persönliche Evidenz im Geringsten zu begreifen.

Bedeutung können wir nur intuitiv errahnen und vermuten. Dazu braucht es Leerstellen. Wie die Auferstehungsgeschichte bleibt, indem wir leben, jeder neue Tag sonnenklar ein unerklärliches Wunder.

Die letzte Leerstelle betrifft Ostertage an sich. Die Feiertage haben den Zweck, dass man sich aus der Zivilisationshektik ausklinkt. Aus jüdisch-christlicher wie auch aus kirchlicher Sicht sollten die Feiertage nicht durch gesteuerte, zweckorientierte Tätigkeiten ausgefüllt werden, sondern zwischenmenschliche Begegnungen erlauben. Man trifft sich, spaziert, entspannt sich und gibt sich den Qualitäten des Moments hin. Statt einer Agenda zu folgen, absentiert man sich temporär von Beziehungsgesprächen oder politischen Botschaften und ist offen für zwischenmenschliche Überraschungen.

Das «Töne-Austauschen» in einem zweckfreien Raum im Zustand der leichten Zerstreuung ist eine Urform menschlicher Inspirations- und Erleuchtungssuche. Ostern ist ein Aufruf, sich von geistigem Ballast, gescheitem Wissen und narzisstischen Pirouetten loszusagen und sich dem Palavern, das entsteht, hinzugeben.

Statt Vorträge oder Predigten zu hören, lauscht man den Zwischentönen bei Begegnungen und folgt dem, was sich aus dem Zusammensein mit anderen Menschen ergibt. Man tauscht Töne aus, ohne sich an einer Agenda zu orientieren oder soziale Erwartungen erfüllen zu müssen. Wer palavert, entleert sich jeglicher inneren Gedankenfolge und äusseren Absicht. In murmelndem, lautem Geräusch-Chaos werden Banalitäten geäussert, jedoch auch Ideen geboren, Projekte entwickelt, Absichten werden deutlich, und es entstehen vielleicht auch tiefere Einsichten. Das vermeintlich leere Geschwätz schafft konkretes Neues. Aus dem Leeren kommt neues Leben.

Allan Guggenbühl, Psychologe und Psychotherapeut, leitet das Institut für Konfliktmanagement und Mythodrama in Zürich; Christoph Sigrist ist Pfarrer am Grossmünster in Zürich und Titularprofessor an der Universität Bern.

Zu den irritierenden Erfahrungen der Corona-Pandemie gehört die permanente Unruhe auf der Ebene der politischen Steuerung, die mit der Kontinuität der Ruhe und Monotonie im eigenen privaten Umfeld einhergeht. Das mag nicht für alle gelten, aber der Eindruck verfestigt sich zunehmend. Viele vermögen mittlerweile ihre eigenen Episoden aus der Zeit des Wartens zu erzählen, und manche haben diesem so anderen Alltag auch «Vorzüge» entnehmen können.

Hier und da war von einer Poesie der Einsamkeit die Rede, die uns eine Zeitlang aus dem Modus der Bewegung und Beschleunigung herausnahm. Das fotografische Storytelling leerer Räume etwa gehört dazu. Die verordnete Teilaskese schlug dann aber bald in das Gefühl von Kasernierung um. Es artikuliert sich nun vermehrt eine Poesie der Hoffnung auf Freiheit. Man will heraus aus dem Nichtstun. Man will sich engagieren, man will helfen, das Erlebnis der Nützlichkeit wieder spüren. Spass gehört selbstverständlich auch dazu.

Zu den typischen Überlastungsreaktionen einer getriebenen Gesellschaft gehört die «Reif für die Insel»-Metapher. Das Bild bekommt in der momentanen Gefährdungslage einen irritierenden Beigeschmack. Die Flucht auf die Insel – Mallorca zum Beispiel – wird als subjektive Notwendigkeit («Das brauche ich jetzt mal») verbucht, gesellschaftlich aber als von mangelnder Verantwortungsethik bestimmt kritisiert. Zugleich sind es Inseln und Inselstaaten, die – man denke an Taiwan oder Neuseeland, wo sich die Menschen zwanglos versammeln können – mit ihren Corona-Strategien Musterlösungen zu offerieren scheinen, die dem stark binnennetzten Europa vorenthalten bleiben müssen. Zudem herrscht da oft ein anderer Begriff von Datenschutz. Wenn eine taiwanische Ministerin die Leute zum «Mehr-Mitmachen» auffordert, dann betrifft das auch die Öffnung des privaten digitalen Raumes.

In Anlehnung an den Kirchenlehrer Augustinus bedeutet Warten die Gegenwart der Zukunft. Das nimmt offenbar kein Ende. Wer morgens aufwacht

Corona-Stillstand – wenn Warten sich nicht lohnt

Die Corona-Pandemie erweist sich mehr und mehr als Geduldprobe. Jedes Warten ist erfüllt von der Gegenwart der Zukunft. Doch was, wenn die Zukunft einfach nicht kommen will? Gastkommentar von Michael Jäckel

und beim Verlassen des Hauses eine Maske anzieht, bekommt mehr und mehr den Eindruck, Teil einer Endlosserie über die Kunst und das Drama des Wartens zu sein. In Szene gesetzt wird das Ganze von einem unsichtbaren Regisseur – das Virus kann ja mit blossen Auge nicht gesehen werden. Unlängst übte sich ein Naturwissenschaftler im Schätzen des Gesamtvolumens von Sars-CoV-2. Um mehr als um den Inhalt einer Cola-Dose dürfte es sich nicht handeln.

Die Rollen in diesem Wartedrama sind auf den ersten Blick gleich verteilt, aber wenn es um Systemrelevanz geht, werden schnell Haupt- und Nebenrollen erkennbar. Schlimm ist: Viele sehen sich in die Rolle des Komparsen gedrängt

und müssen im Modus des Nichtstuns verharren. Wer abends dann nach Hause kommt oder seinen Home-Office-Tag vor den Nachrichtensendungen beendet, fühlt sich jeden Tag aufs Neue als Teil eines Formats, das Zwischenresultate vermeldet in dem, «was bisher geschah». Würste man nicht schon länger, was mit dem paradoxen Begriff «Realitätsfernsehen» gemeint ist: Hier wird plötzlich evident, worum es sich handelt.

Zur Dramaturgie gehört, dass das versehentliche Vergessen einer Maske bereits einem Aus-der-Rolle-Fallen gleichkommt. Selten war unsere Umwelt einer stärkeren Kontrolle unterworfen. Fast ohne greifbares Resultat: Die Leute haben mehr und mehr das

Gefühl, sich in eine Schlange ohne Ende einreihen zu müssen. Das Warten hat in unseren Gesellschaften durchaus auch eine positive Konnotation, weil damit die Vorfreude auf eine Verbesserung der Verhältnisse oder auf die Erfüllung eines langgehegten Wunsches verbunden wird. In dieser Pandemie aber kommt uns die Vorfreude abhanden.

Der tägliche Appell, gute Laune zu bewahren, hat sich hinsichtlich des Spektrums der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten schon seit längerem erschöpft. Gerne würde man es mit dem zweiten Teil des berühmten Ausspruchs von John F. Kennedy halten: «Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann, fragt, was ihr für euer Land tun könnt.» Die Eigenverantwortung möchte sich nicht mehr nur auf Schutz und Selbstschutz beschränken, sie möchte aus dem Modus des Stillstands in einen vertretbaren und kontrollierbaren Aktivitätsmodus wechseln. Der egoistische Altruismus meldet sich vermehrt zu Wort.

Es gibt eine politikwissenschaftliche Tradition, die das Regieren mit einem kybernetischen Auftrag vergleicht. Wir sind mit dem Fortschrittsgedanken gross geworden und erwarten auch in schwierigen Zeiten, dass es irgendwie weitergeht. Allmählich geht dieser Hoffnung die Luft aus. Der Kredit auf die Zukunft scheint aufgebraucht. Das kollektive Stoppschild, das zu Beginn der Pandemie aufgestellt wurde, wird immer häufiger übersehen.

Es fällt zusehends schwerer, ein Wartezeit-Management ohne die Möglichkeit der Erreichung eines Fernziels zu betreiben. Dies vor Ostern festzustellen, hat etwas Spezielles, denn Ostern ist für die Christenheit das Fest vom Leiden und von der Auferstehung. Übertragen auf die Pandemie will das heissen: Wann endet dieses so andere Leben, und wann beginnt das alte zurückzukehren, gegebenenfalls in neuer Form? Es ist zu befürchten, dass es so schnell keine Antwort geben wird.

Michael Jäckel ist Professor für Soziologie, seit 2011 amtiert er als Präsident der Universität Trier.